

# Der Statthalter

Wie ist es, als einziger Jude in Afghanistan zu leben? Zabulon Simantov pflegt seine Kultur – ein Besuch

VON MARTIN GERNER

Vor dem Tor zur Synagoge hängt ein Vorhängeschloß. Dabei sieht das Gotteshaus in Kabul von außen unscheinbar aus. Ein einstöckiger Betonbau mit Flachdach aus den 60er Jahren, ganz in Grau und ohne Charme. Am oberen Ende der Außenwand verläuft ein Zement-Muster mit angedeuteten Davidsternen. Daneben geht ein Fenster auf. Ein untersetzter Mann mit schütterem Haar, Brille und im Unterhemd blickt zum Tor hinunter. Dann wirft er von oben den Schlüssel herunter. Vorsichtsmaßnahme oder Bequemlichkeit? Der Mann, der dem Besucher auf der Treppe entgegenkommt, trägt den pirhan tambon, die weite afghanische Hose mit langem Hemd darüber, und eine Kippa. „Ich habe nichts zu befürchten“, sagt Zabulon Simantov. Der 52-jährige ist der einzige Jude, der noch in Afghanistan lebt.

Wir gehen am Geländer des Innenhofs vorbei. Einige Fenster sind mit Plastikfolie abgedichtet. Das Zimmer, in das Zabulon führt, hat einen Tisch und zusammengefaltete Matratzen in der Ecke. Ein abgegriffenes Gebetbuch liegt auf dem Tisch. Der Buchrücken ist notdürftig mit drei Streifen Tesafilm zusammengehalten. Auf der Fensterbank steht eine Öllampe. An der Wand hängt das Foto eines populären Rabbiners aus Israel. Hier, im Zentrum der afghanischen Hauptstadt, lebt Zabulon Simantov.

Ein junger Mann mit mongolischen Gesichtszügen, offenbar ein Bediensteter, bringt Tee. Zabulon versenkt sich für ein paar Minuten in sein Gebetbuch, dann blickt er auf. Seine große Brille gibt ihm etwas Intellektuelles. Er atmet schwer, als bereite ihm sein großer Bauch Mühe. „Ich bin dick. Aber was kann ich dafür“, kokettiert er. „Schließlich haben die Taliban keinen Sport zugelassen.“ Der Fernseher läuft. Bei Zabulon läuft immer der Fernseher. Mit Vorliebe schaut er Serien, die über alle möglichen Satelliten-Kanäle in sein Zimmer kommen. Und Nachrichten. BBC, CNN, afghanisches Fernsehen. „A. loch“, entfährt es ihm, als Archivbilder von Osama bin Laden gezeigt werden. „Weichei“, schimpft er, als Präsident Hamid Karsai ins Bild kommt. „Die Menschen hier brauchen jemand, der mit starker Hand regiert.“ Als US-Präsident George W. Bush auf dem Bildschirm erscheint, stellt Zabulon sein Murren für Sekunden ein, als wolle er ihm auf diese Art Respekt zollen. An der Wand im Zimmer hängt noch ein anderes Bild, das von Mohammed Najibullah, dem ehemaligen afghanischen Präsidenten während und nach der russischen Invasion. „Ein guter Mann“, sagt Zabulon und läßt kein Widerspruchs zu. Zwischen 1979 und 1989, der Zeit der russischen Besatzung, hätten bis zu 40 jüdische Familien in Kabul gewohnt, erzählt Zabulon. Dann kamen vier Jahre Bürgerkrieg und die Taliban.

„In dieser Zeit war ich in zwei Jahren viermal hinter Gitter. Insgesamt 60 Tage“, sagt Zabulon. Schuld daran sei allein Isaac Levy gewesen. Levy war der andere Jude, der sich bis vor kurzem mit Zabulon die Synagoge teilte und der Anfang des Jahres an Altersschwäche und



„Israel hat mich mehrfach eingeladen zurückzukommen“, sagt Zabulon Simantov, „aber ich bin afghanischer Jude. Mein Leben ist hier.“

Foto: Reuters

Diabetes 80-jährig starb. Ein Weggefährte wider Willen, hat man den Eindruck. „Er hat mich an die Taliban verraten“, behauptet Zabulon. Kein einziges Schabbat-Mahl hätten die beiden miteinander geteilt in den vergangenen Jahren, sich stattdessen gegenseitig verflucht und zur Hölle gewünscht, sagen Bekannte.

Im Mittelpunkt des burlesk anmutenden Streits: die Tora der Synagoge von Kabul, ein Originalmanuskript aus dem Mittelalter. Die Taliban konfiszierten sie nachdem Isaac und Zabulon sich gegenseitig religiöser Verfehlungen beschuldigt hatten. Zabulon behauptete, der Ältere sei in Wahrheit zum Islam konvertiert. Isaac mißtraute Zabulon, dem Sohn eines Rabbiners, und argwöhnte, dieser wolle lediglich so schnell wie möglich die Tora zu Geld machen. Zabulon macht in der Tat wenig Aufhebens darum, den Geldwert von Dingen zu erfahren.

Anders als es die Pauschal-Verdammung

der Taliban nahelegt, sind Zabulon und Isaac in jener Zeit nicht ausschließlich drangsaliiert worden. Sicher, Gefolgsleute von Mullah Omar haben die Synagoge geschändet und Dinge entwendet. Die Synagoge hat man ihnen gleichwohl gelassen. Der Koran sagt viel Gutes über die Juden. Einfache Afghanen meinen, daß Juden Macht über den bösen Blick haben. Davon hat Isaac Levy jahrelang gelebt. Er handelte mit Amuletten und Abwehrmitteln gegen Unheil. Frauen, die sich um ihre Fruchtbarkeit sorgten, traumatisierte Soldaten und Jugendliche kamen zu Isaac. Jetzt ruht Isaac auf dem jüdischen Friedhof von Kabul. Zabulon ist mehrfach beim Innenministerium gewesen und hat versucht, die Tora zurückzubekommen. Dort hat man ihm bedeutet, das sei nur denkbar, wenn „Naturalien“ in Form von Autoteilen, Fleisch und Geldscheinen dafür geboten würden. Aber woher nehmen? „Ich gehe keiner Arbeit nach“, sagt Zabulon, der vor Jahren noch mit Teppichen gehandelt hat. Er schaut den Boden an während er spricht.

Wie erhält sich ein Mensch seine Identität in der Einsamkeit des Exils? Zabulons Dasein haftet etwas Bleiernes an, wie in Stein gemeißelt. Die Synagoge erscheint als Zufluchtsort und Gefängnis zugleich. Den flammenden Worten über den Mythos Israels steht eine reale Welt gegenüber, die an den Mauern der Kabuler Synagoge aufhört. Der letzte Jude Afghanistans lebt im Schutz einer Muschel, deren Enge er selbst gewählt hat. Ein Jude, für den der Wunsch „Nächstes Jahr in Jerusalem“ seine Bedeutung verloren hat. Zabulon hat versucht, in Israel zu leben. Er ist aber nach Afghanistan zurückgekehrt. Wäre es möglich, daß ausgerechnet Jerusalem für ihn das Exil darstellt? Wer wäre Zabulon im Gelobten Land? In Kabul ist er immerhin der letzte Jude von Afghanistan. Regelmäßig statt ihm Journalisten Besuch ab. Er spricht die Sprache der Afghanen, trägt ihre Kleidung,

Hebräisch kann er zwar rezitieren, aber nicht sprechen. Ebenso, wie es den meisten Afghanen ergeht, wenn sie den Koran aufsagen.

Zabulon unterhält ein ebenso freundschaftliches wie distanzierendes Verhältnis zu seinen muslimischen Mitmenschen. Wenn er vor die Haustür tritt und sich unter die Leute mischt, schwindet das Gefühl der Beklemmung und des Eingeschlossenseins, das sein Leben in der Synagoge vermittelt. Kabul ist ein einziger brillender Basar. An Fleischerhaken baumeln Schafsköpfe. Daneben werden Blumen, DVDs und Blumengebinde feilgeboten, alles im Rausch vibrierender Musik und dem Hupen von Autos. Die Synagoge befindet sich mitten drin, in der Flower Street, ein Ort für die wenigen Touristen. Früher hatten hier viele jüdische Besitzer ihr Geschäft. Anfang der 70er Jahre schlenderten hier junge Hippies aus Europa und Amerika durch die Gassen.

„Von meiner Frau, einer Turkmenin, bin ich geschieden“, erzählt Zabulon in einem Persisch mit Herater Akzent. Er zeigt stolz ein digitales Foto auf seinem Handy-Display. „Das sind meine beiden Töchter. Gott beschütze sie.“ Eine zerkniterte Postkarte mit Abbildungen aus Jerusalem ist alles, was von seinem Israel-Enthalt geblieben ist. „Der Staat Israel hat mich mehrfach eingeladen zurückzukommen“, sagt er mit einer abwehrenden Handbewegung. „Aber ich bin afghanischer Jude. Mein Leben ist hier.“

Nach dem Tod von Isaac Levy ist Zabulon Simantov alleiniger Erbe einer Diaspora, die in den 50er Jahren noch schätzungsweise 40.000 Juden zählte. Der Lebensmittelpunkt vieler war anfangs nicht Kabul, sondern Herat, im Westen unweit der iranischen Grenze. Erste Hinweise auf jüdisches Leben dort stammen aus dem 5. Jahrhundert v.d.Z. Im 19. Jahrhundert erstarkte die Gemeinde durch Zuwanderung aus Persien und Zentralasien. In der Mehrheit waren es Menschen, die vor Stalins Terror fliehen mußten. Fünf Synagogen vermutlich aus dem 17. Jahrhundert gab es in Herat, die sich als Lehmbauten unauffällig ins Stadtbild fügten. Das Leben in rela-

ti-tem Wohlstand endete erst Anfang der 80er Jahre. „Die Milizen der Mudschaedin haben Ärger gemacht. Wir mußten unser Geschäft in Herat aufgeben und gingen nach Kabul“, sagt Zabulon. „Dort waren wir dann so viele, daß wir das Frühgebet teilweise in drei Schichten abhielten.“

Im ersten Stock der Synagoge liegt Staub wie Patina auf Rahmen und Kerzenleuchtern. Zabulon öffnet einen Wandschrank, in dem sich früher die verloren gegangene Tora befand. Einige Bücher mit Psalmen liegen dort unordentlich nebeneinander, zum Teil haben sie keinen Einband. *Brides and Betrothals*, *Jewish Wedding Rituals in Afghanistan* ist eines der wenigen Bücher über das Leben der Juden in Afghanistan, das man sich heute im Internethandel noch besorgen kann.

Kurz vor Schabbatbeginn. Zabulon wäscht, rasiert und schneidet sich die Nägel. Um vier Uhr nachmittags steckt er zwei Kerzen an, eine für seinen verstorbenen Vater, die andere für seine Mutter. An diesem Abend hat Zabulon Besuch. Dan Alexe, ein Dokumentarfilmer, und einige seiner afghanischen Freunde sind gekommen. Drei Religionen an einem Tisch. Zabulon ist ausgelassen, ganz Lebemann. Er weicht das Brot. Dann beginnt das Essen. Es wird Fisch gereicht, später Huhn mit Okraschoten, Weintrauben und Granatapfel. Zabulon schenkt während des gesamten Essens hochprozentigen Wein ein, den er selbst hergestellt hat. Ungefähr 50 Flaschen im Jahr sind es. Seine Religion erlaubt ihm das. Der Wein ist bei seinen afghanischen Bekannten begehrt.

Mit Zabulon Simantov geht die Geschichte des jüdischen Lebens in Afghanistan unwiederbringlich zu Ende. Es ist auch eine Geschichte über afghanischen Alltag. Manches scheint entrückt. Wenn Zabulon einmal stirbt, stellt sich zum Beispiel die Frage, was aus der Synagoge wird. „Das wird nicht in Israel entschieden“, glaubt er. „Das werden die Behörden hier klären.“ Hat er Vorkehrungen getroffen? Zunächst bleibt er eine Antwort schuldig. Dann sagt er: „Wenn die Situation sich hier verbessert, werden vielleicht wieder Juden nach Afghanistan kommen.“



Reste eines jüdischen Lebens: Zedaka-Büchse und kabbalistischer Wandschmuck

Foto: Martin Gerner